

und Gebräuche, vor allem der deutschen Dorpater Studenten, beschreibt der Autor sehr anschaulich in dem Kapitel „Pereat tristitia, pereant dolores“. Umso farbloser wirkt die Schilderung der Universitätsgeschichte seit 1940, der das Schlußkapitel „Die Universität in unseren Tagen“ gewidmet ist.

Wegen der lückenhaften und tendenziösen Darstellung ist das Buch von V. trotz seiner Kürze und Übersichtlichkeit wenig geeignet, einen Überblick über die Geschichte der Universität Dorpat zu vermitteln. An fehlenden Informationen kann es nicht gelegen haben, denn der im Jahre 1982 in Tallinn erschienenen dreibändigen Geschichte der Universität Dorpat (Tartu ülikooli ajalugu) können ähnliche Auslassungen nicht vorgeworfen werden. Zu V.s wichtigem Thema darf man sich in Zukunft eine eingehendere und umfangreichere Arbeit wünschen.

Bonn

Yvonne Luven

Vello Helk: Die Stadtschule in Arensburg auf Ösel in dänischer und schwedischer Zeit (1559–1710). (Beiträge zur Schulgeschichte, Bd. 2; Schriften der Baltischen Historischen Kommission, Bd. 1) Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk. Lüneburg 1989. 228 S., 2 Ktn., Quellenanhang.

Ist schon die Geschichte der kleinen Insel Ösel vor der Rigaer Bucht deutschen Lesern nur durch recht alte Bearbeitungen (Buxhövdens: 1838; Körber: 1885) zugänglich, so fehlt es an einer Übersicht über das regionale Bildungswesen für die Periode zwischen Ordenszeit und russischer Zugehörigkeit völlig. Gestützt auf bisher kaum genutzte Quellen aus dem dänischen und schwedischen Reichsarchiv, entfaltet Vello Helk vom Reichsarchiv Kopenhagen für einen schulbezogenen Fragenbereich eine chronologisch gegliederte Folge von quellenbedingt sehr unterschiedlich aufgefüllten situativen Miniaturen; dabei ist die in etwa gleich lange dänische Zeit (bis 1645) nur sehr knapp (8 S.), die schwedische Periode, besonders im eher bedrückend wirkenden Gebaren des Superintendenten Justus Heinrich Oldekop (1665–1685), deutlich differenzierter, bisweilen etwas engmaschig dargestellt worden. Bei vornehmlich biographisch strukturierter Darstellungsmethode (wichtigere Rektoren: der einzige Schwede Schönberg (1646–1652), der Westpreuße Eccard (1665–1672) und der ungarische „Exulant“ Karpónai (1683–1696)) und bewußt gewählter, deutlich quellenreferierender Darstellungsweise verbreitert sich die Arensburger „Stadtschul“-Geschichte zu einer oft szenischen Kulturgeschichte mit kleinstädtischem Kolorit, deren Akteure sich, oft hemdsärmelig in Sprache und Verhalten, feindselig gegenüberstehen. Dabei lassen die genutzten Quellen wie Visitationsberichte, Suppliken und Prozeßakten die bittere Vermutung entstehen, daß in dem Konfliktfeld zwischen städtischen, kirchlichen und staatlichen Rechtsansprüchen das tatsächliche Schulwesen samt den Lehrern der einzigen Insel-schule (Rektor, Schreib- und Rechenmeister, Kantor) auf der Strecke blieb, oder im Zeitstil: daß der Pädagoge nicht viel versäumte, der niemals „der Arensburger Schulen bitteren Staub ... geschmeckt“ (S. 124).

Zu dem Wechsel territorialer Zugehörigkeit und ständischer Zuordnung der Insel (herzoglich, gräflich, königliches Apanagegut) tritt eine hohe Fluktuation der Rektoren: 11 für die 70 schwedischen Jahre; dadurch kam es zwar immer wieder zu reformfreudigen Neuplanungen, jedoch versickerten diese Ansätze größtenteils im ständischen Kompetenzstreit, in nie gesicherter Finanzierung, oft genug auch in persönlicher Unzulänglichkeit: so die Anbindung der örtlichen Schulbildung durch Stipendiatenstellen an die dänische Ritterakademie zu Sorö (1617 ff.), der Ausbauplan (1654) der dreistufigen Trivialschule zum Vollgymnasium, die Durchsetzung des städtischen Schulmonopols gegen „Winkel- und Beischulen“. Auch die wechselnden Kirchen- und Schulordnungen haben ein stetiges Ausreifen eher erschwert. Die beiden einzigen Konstanten

in diesem Widerstreit waren zum einen das pragmatisch orientierte Ausbildungsbedürfnis der fast durchweg deutschsprachigen adeligen, kaufmännischen und handwerklichen Schichten und zum anderen der eher moralisch-religiös fundierte Belehrungs- und Erziehungswille der örtlichen Vertreter der lutherischen Staatskirche. Bis weit in die schwedische Zeit lagen Teile der finanziellen Schulaufsicht bei den „Kirchen- und Armenvorstehern“, erst später eigenen „Schulvorstehern“, mit nur sehr begrenzten Mitteln; sofern nicht zur Hälfte in ortsüblichen Naturalien rührten die Gehaltszahlungen z. B. aus Zinserträgen von verrenteten Schenkungen. Der königliche Zuschuß war gebunden an des Rektors Verpflichtung, „arme Soldatenkinder“ der Garnison kostenlos zu unterrichten. Die maximal drei Lehrkräfte sahen sich daher ständig genötigt, schulfremde Tätigkeiten zu übernehmen, Advokatur oder Dienstleistungen als kirchliche „Vorsänger“ oder „Leichenbegleiter“, wobei diese notwendigen Nebeneinkünfte oft genug wechselseitig geneidet wurden. Die fast durchweg von deutschen Universitäten kommenden Lehrer, mit ggf. notwendigen „Testimonien“ dänischer oder schwedischer Aufsichtsorgane, betrachteten ihre Tätigkeit, selbst als Rektor, nur als Durchgangsstelle bis zur Erlangung einer lukrativeren und festen Pfarrstelle, wie aus Suppliken derjenigen hervorgeht, die ihre „sudores scholastici“ möglichst bald wieder abwerfen wollten. Dieser prekäre soziale Status macht das heftige Vorgehen gegen die freien „Winkelschulen“, deren konkurrierender Unterricht das Einkommen aus den lebensnotwendigen „Quartalgeldern“ der Schüler schmälern mußte, wie auch die Aversionen gegen die als pädagogische Einstiegsstufe zu sehenden Hauslehrer verständlicher. Ausgenommen blieben davon „Mädchenschullehrer“ (seit 1658 belegbar) sowie die ohnehin nicht abziehbaren Privatlehrer für adelige Töchter.

Einblick in den Schulalltag ermöglichen Visitationsunterlagen (1666 und 1669) der kirchlichen Schulaufsicht. Die max. 50–70 Schüler der Trivialschule mit sehr wechselhafter Verweildauer in Tertia (8–10 Jahre), Sekunda (9–12) und Prima (13–17) lernten in der „Deutschen Schule“ „Lesen, Schreiben und Rechnen“, letzteres nur auf „Plattdeutsch“, wie geklagt wurde; dazu kirchliches Lerngut (Katechismus, Psalmen, Evangelien). Intensive Abschreibphasen und Behaltensübungen, alles in einem einzigen Raum, gehörten zum täglich sechsstündigen Pensum bei zwei unterrichtsfreien Nachmittagen. In dieses „memoriter Hersagen“ und „reinlich Abschreiben“ der „kleinen Deutschen“ mußte auch noch die Ausbildung der „kleinen Lateinischen“ eingegliedert werden. Wenn dann noch Absenzen der Lehrer (mit Geldbußen geahndet) und Schüler hinzukamen, oft auch Vorschulkinder anwesend waren, ist es erfreulich, daß immer wieder über erfolgreiche Übergänge an auswärtige Schulen (nach Riga, Lübeck und Danzig) berichtet wird. Andererseits wird auch einsichtig, daß bei dieser pädagogisch nur schwer zu bewältigenden Aufgabenmischung und bisweilen größeren Versäumnissen der Schule die schulgeldzahlenden Eltern das Vertrauen in die Stadtschule verloren und ihre Kinder bei „billigeren“ örtlichen Winkellehrern (z. T. mit besserem Erfolg) oder auch auswärts ausbilden ließen. 1696 war darüber hinaus die Schule in einem äußerlichen Zustand, daß „sie Tatern und Türken nicht ärger verwüsten können“, was bei einem Reparaturetat von „6–7 Talern“ kaum verwundert. In den letzten Jahren der Not und Pest, vollends durch die Bevölkerungsminderung im Nordischen Krieg, ging das „öffentliche“ Schulwesen wohl völlig ein, so daß nach bescheidenem Neuanfang 1714 erstmals 1728 wieder ein „Rektor“, jetzt in russischer Zeit, eingestellt wurde.

Die schulgeschichtliche Studie mit ihrem lokalen Bezug kann durch ihre Quellennähe deutlich in die Schwierigkeiten und Begrenzungen einer „Memorierschule“ im frühneuzeitlichen Erziehungswesen einführen; besonders im Exkurs (S. 168f.) wird darüber hinaus auch auf die besonderen Probleme hingewiesen, die sich aus der bilingualen Situation der Insel mit ihrer deutschen und estnischen Bevölkerung ergaben.